

6. Medientheorie

6.1 Mensch-Maschine-Verhältnisse I

Die Frage nach dem theoretischen Verhältnis von Mensch und Maschine führt in der generellen Medienontologie¹ oftmals zu einer anthropologischen Fundierung von Medien(technik). Und wenn »medientheoretische Überlegungen« zu Beginn eine Erweiterung der »Fokussierung traditioneller Technikphilosophien auf die technische Apparatur und die industrielle Maschine zugunsten von Wahrnehmungs- und Aufzeichnungsmedien«² bedeuten, dann verwundert es erst einmal nicht, dass sich die Strategien zur Erschließung des neuen Gegenstandsbereichs (Medien) in weiten Teilen ähneln. Und es verwundert dann auch nicht, dass die theoretischen Ansätze oftmals eine materielle Basis aufweisen. Gleichzeitig liegt diesen Theorien nicht selten ein anthropologisches Grunddispositiv zugrunde, so dass ein Referenzpunkt gesetzt ist und der ist dann nun einmal der Mensch, womit man zumindest nicht im luftleeren Raum fischt, wenn es an Theoriebildung geht. Diese Ansätze instituieren damit nicht nur einen Medienbegriff, sondern produzieren i.d.R. auch ein Verständnis von Mensch-Sein mit, also der

1 Vgl. Leschke 2003, S. 237ff. »Generelle Medienontologien, also Theoriemodelle, die versuchen, das Wesen von Medien an sich und aus sich selbst heraus zu bestimmen. Bis zum Auftauchen genereller Medienontologien wurden Medien immer nur als mediatisiert und funktionalisiert betrachtet, sie wurden also als Ausdruck und Effekt hinter ihnen stehender Strukturen und Machtkonstellationen angesehen. Medien verfügen dann jedoch über keine eigene Substanz. Es handelt sich vielmehr bei Ihnen [sic!] um eine reine Übermittlungsinstanz, einen mehr oder minder neutralen Kanal, der das transportiert, was ihm auferlegt wird.«

2 Leander Scholz [2015]. *Szenen der Menschwerdung. Von der Technik-zur Medienphilosophie*. In: Christiane Voss, Lorenz Engell. *Mediale Anthropologie*. Paderborn 2015, S. 125-138, hier: S. 128.

anthropologischen Grundkategorie schlechthin. Und natürlich haben Medien irgendwie mit dem Menschen zu tun, die Frage ist aber, ob das notwendig die Ausgangsposition für Theoriebildung sein muss.

Zentral für die theoretische Erschließung der Medien durch die Kulturwissenschaft ist also zuallererst die Bestimmung eines Verhältnisses, einer Relation, die den Menschen und die Medien(technik) in Bezug zueinander setzt. Dabei geht es nicht einfach um eine deskriptive Bestimmung, sondern um den Nachweis einer notwendigen Beziehung. Wie zuvor in der Technikphilosophie die technischen Artefakte werden nun Medien(techniken) in Stellung zum Menschen gebracht. Das kann auf unterschiedlichste Weise geschehen und hat in der Vergangenheit zu vollständig divergierenden Medienbegriffen und den damit einhergehenden Auffassungen über den Menschen geführt.

Die theoretische Beschäftigung mit Medien hat seit den 1960er Jahren zwei prominente Ansätze hervorgebracht: Der eine ist als Extensionsthese bekannt, den anderen könnte man im Gegensatz dazu als Substitutionsthese bezeichnen. D.h., entweder werden Medien als Erweiterung des Menschen verstanden, womit eine Wirkung von Medien auf den Menschen initialisiert wird, oder es wird eine Autonomie der Medien vom Menschen proklamiert, wodurch dieser als archimedischer Punkt für eine Medienbegriffskonstitution substituiert wird. Der Kanadier Marshall McLuhan, der als *Vater der Medienwissenschaft* kanonisiert ist, hat sich bekanntermaßen an einer Extensionsthese versucht, die als *Extension of Man*³ zu einiger Berühmtheit gelangt ist und gerne mit der Kapp'schen *Organprojektionsthese* eng geführt wird.

Friedrich Kittler, der zwar in allen gängigen Übersichtswerken als Medienarchäologe geführt wird und der sich der *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften* rühmt, besetzt im Gegensatz zu McLuhan keine explizit medienanthropologische Position, kommt aber auch nicht so richtig umhin, Medientheorie von einem anthropologischen Referenzpunkt aus zu betreiben. Zu einem grundlegend anderen Medienbegriff zu kommen, bedeutet nicht zwangsläufig, von einem anderen Punkt gestartet zu sein. »Nichts gegen diese Mischung aus Macht und Ohnmacht«, schreibt Kittler, »aus Erhabenheit und Lächerlichkeit des Menschen bei Freud wie bei McLuhan; methodisch heikel ist die von beiden unbefragte Grundannahme, daß natürlich

3 Siehe hierzu: Marshall McLuhan [1964]. *Understanding Media*. Abingdon 2001. Hier vor allem das Kapitel *The Gadget Lover. Narcissus and Narcosis*, S. 45-52.

der Mensch das Subjekt aller Medien sei.«⁴ Die Kittler'sche Selbsteinschätzung die Medien(technik) theoretisch vom Menschen losgelöst zu haben, ist ungerechtfertigt, weil auch sein oft beschworener Flirt mit einem Technikdeterminismus so wenig ohne anthropologische Referenzen auskommt wie alle anthropomorphischen Erweiterungsmodelle.

Man kann dieser knapp ausgeführten Zusammenfassung von möglichen Relationen der Entitäten Mensch und Medien(technik) noch eine weitere hinzufügen, die nicht explizit auf einem Verhältnis von Mensch und medientechnischem Apparaten gründet, die aber eine grundlegende Positionsbestimmung von menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten ins Feld führt. Die Akteur-Netzwerk-Theorie, die von Haus aus eigentlich einen soziologischen und keinen medientheoretischen Ansatz verfolgt, führt den Menschen (*humans*), Technik, Medien(technik) und überhaupt Nicht-Menschen (*non-humans*) unterschiedslos als Aktanten, um eine Symmetrie zu gewährleisten, die durch die Aufhebung von Unterschieden hergestellt wird. Selbst solche Ansätze müssen »um dieser Symmetrie willen auch dem Menschen einen Platz einräumen.«⁵

Es scheint, als ob es schwierig werden würde, Medien so ganz ohne Bezug auf den Menschen zu denken und es stellt sich natürlich auch die Frage, wozu ein so konstituierter Medienbegriff eigentlich gut wäre. So disparat die Verhältnisse, in die technische Apparate und der Mensch zueinander gesetzt werden, auch sind, sie alle definieren sowohl einen Begriff von Medien als auch ein Verständnis von Mensch-Sein über ein Wirkungsgefüge beider zueinander.

Die leitende Frage der Medienanthropologie »welche Rolle Medien für das Mensch-Sein des Menschen spielen«⁶, ist deswegen auch nicht durch eine empirisch agierende Mediennutzungs- oder Medienwirkungsforschung zu beantworten, sondern muss theoretisch erschlossen werden. Es müssen Prädispositionen entwickelt werden, aus denen sich Begriffskonstitutionen und damit theoretische Konzepte ableiten lassen. Die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Medien(technologien) ist in der generellen Medienontologie von wesentlicher Natur, so dass man nicht umhin kommt, im Einzelnen

4 Friedrich Kittler [2002]. *Optische Medien. Berliner Vorlesungen 1999*. Berlin 2011², S. 27.

5 Nicola Glaubitz u. a. [2014]. *Medienanthropologie*. In: Jens Schröter (Hg.) [2014]. *Handbuch Medienwissenschaft*. Stuttgart 2014. S. 383–392, hier: S. 385.

6 Ebd., S. 384.

nach der Begründung dieses Verhältnisses zu fragen, das, weil es sich nicht empirisch erschließen lässt, notwendig deduktiv abgeleitet ist.

»Medium«, so der deutsche Medienwissenschaftler Joachim Paech in seiner 2007 gehaltenen Abschiedsvorlesung, »heißt es immer dann, wenn ein bestimmter Gegenstand in seiner Funktion beschrieben werden soll, die dessen Gegenständlichkeit z.B. als Apparat übersteigt oder unterläuft. Es entsteht eine Undeutlichkeitsstelle, die mit einem ebenso undeutlichen Wort gefüllt, mediatisiert wird.«⁷ Und tatsächlich verfügt die Medienwissenschaft bis heute über keinen einheitlichen Medienbegriff⁸, gleichwohl sie sich in den 1990er Jahren als Wissenschaft universitär institutionalisiert hat. Es macht allerdings einen Unterschied, ob der Begriff von den *Medien* eine Verlegenheits-handlung darstellt, und so wie Paech anmahnt, zu einem »Jargon der (Un-)Eigentlichkeit verkommt«⁹, oder ob die mangelnde Festlegung auf einen allgemeingültigen Medienbegriff schlicht nicht notwendig bzw. sinnvoll ist. Denn eine der Ursachen für die Pluralität des Medienbegriffs ist, dass medientheoretische Fragestellungen wesentlich älter als der Medienbegriff selbst sind.¹⁰ Die verschiedenen wissenschaftlichen Zugänge koexistieren weiterhin und haben zu kontextabhängigen, d.h., disziplinabhängigen Begriffen geführt. Der Standpunkt der Betrachtung sowie das Erkenntnisinteresse spielen hier eine entscheidende Rolle bei der Begriffskonstitution. Es macht einen Unterschied, ob man sich dem Objekt *Medien* aus phänomenologischer, spiritualistischer, technisch-apparativer, physikalischer, semiotischer, soziologischer, materialistischer, marxistischer oder historischer Perspektive annimmt. Die zu dem Gegenstand hergestellten Zugänge führen qua ihrer Verschiedenartigkeit unweigerlich zu unterschiedlichen Konstitutionen des Gegenstandes und somit des Gegenstands- wie des Erkenntnisbereichs. Das ist erst einmal weder ungewöhnlich noch schlimm und vermeidet zumindest die Schwierigkeiten, die eine erzwungen einheitliche Definition für einen so divergenten Gegenstandsbereich mit sich bringen würde. Denn ein unter diesen Bedingungen definierter Medienbegriff fällt zwangsläufig extrem uneindeutig aus.

7 Joachim Paech [2008]. *Warum Medien?* [Abschiedsvorlesung gehalten an der Universität Konstanz am 30. April 2007]. Konstanz 2008, S. 18.

8 Vgl. hierzu: Rainer Leschke [2014]. *Medienbegriff und Medienwissenschaft*. In: Schröter 2014. S. 13-20. Sowie: Leschke 2003, S. 12ff.

9 Paech 2008, S. 18.

10 Vgl. Leschke 2003, S. 9.

6.1.1 Der Gegenstand

In seinem Plural¹¹ wird das Medium in der Medienwissenschaft zu Beginn an eine technisch-apparative Basis gekoppelt, was zum Teil die bereits erwähnte, anfänglich auftretende Nähe zur Technikphilosophie und zur Kybernetik erklärt. Medien sind technische Apparate und damit nicht unbedingt ein kulturwissenschaftliches Phänomen. Eine geisteswissenschaftliche Konzeptionierung von Medien – und um nichts anderes handelt es sich bei medientheoretischen Ansätzen – hat also erst einmal mit der Schwierigkeit umzugehen, einem Gegenstand gegenüberzustehen, der von Haus aus nicht geisteswissenschaftlicher Natur ist. Denn als technische Apparate bedingen Medien eigentlich nur Erklärungen, d.h., um ein geisteswissenschaftliches Objekt zu sein, müssen sie als solches zuerst einmal operabel gemacht werden.¹² Im Gegensatz dazu war ein geisteswissenschaftlicher Zugriff auf die distribuierten Inhalte von Medien vergleichsweise einfach, hatte man es ja mit Narrativen, Bildern, Musik, Texten etc. zu tun, für die sich bereits auf vorhandene hermeneutische und ästhetische Ansätze zurückgreifen ließ.

Medien als ein System lässt sich aber nicht über deren Inhalte fassen und gleichzeitig ist das, was von den Medien übrigbleibt, wenn man eben diese abzieht, aus geisteswissenschaftlicher Perspektive nicht mehr viel. Was bleibt sind medientechnische Apparate und es bedarf schon eines argumentativen Kunstgriffs, um kulturtheoretische Zugänge herzustellen. So lässt sich die Ausgangslage der jungen Medientheorie mit der der Kapp'schen Technikphilosophie vergleichen, die, um überhaupt einen geisteswissenschaftlichen Zugriff auf technische Artefakte zu bekommen, diese als Bedingung menschlicher Selbsterkenntnis etabliert. Der Zugang wird in diesem Fall dann nicht über den Objektbereich selbst hergestellt, sondern über dessen anthropologische Bedeutung. Auf der anderen Seite muss auch das Bezugssystem selbst oft genug für den Objektbereich präpariert werden. Und auch hier zeigt das

11 »Das, was heute unter ›den Medien‹ verstanden wird, also jener gesuchte Gegenstand der Medienwissenschaft, ist zunächst einmal sprachlich verstanden ein Pluraletantum. Der Singular, also der Begriff ›das Medium‹, meinte zumindest traditionell etwas anderes als der Plural ›die Medien nämlich – wenigstens sofern er keiner Wissenschaftsdisziplin zugeordnet war – schlicht etwas Vermittelndes. Nur ›die Medien‹ also der Plural sind Gegenstand der neuen Disziplin.« (Ebd., S. 10).

12 Vgl. Rainer Leschke [2016b]. *Vom Grund zur Form. Marshall McLuhan und die Erfindung einer neuen Disziplin*. 2016. S. 6. URL: http://rainerleschke.de/downloads/pdf/Leschke-Vom_Grund_zur_Form.pdf.

Beispiel der Kapp'schen *Organprojektion*, dass bevor das Technische als Bedingung für menschliche Selbsterkenntnis theoretisch implementiert werden kann, dieses selbst kompatibel gemacht werden muss, oder allgemeiner formuliert: Wenn man den Gegenstandsbereich (technische Artefakte) in ein Bezugssystem (menschliche Selbsterkenntnis) setzen will, man immer auch ein bestimmtes Konzept dieses Systems voraussetzt oder aber *en passant* neu entwirft.¹³

Die Medien als Gegenstand geisteswissenschaftlicher Theorie setzt also notwendig voraus, ohne den Rückgriff auf konkrete Inhalte über Medien als technische Apparate hinauszukommen. D.h., Medien müssen bedingender, konstituierender, determinierender, modifizierender Natur sein, und zwar für kognitive, kulturelle, soziologische, physiologische oder historische Prozesse. Gerade Letzteres erfreut sich vor allem in der generellen Medienontologie großer Beliebtheit, in der Mediengeschichte immer auch Menschheitsgeschichte ist.¹⁴ In der Regel sind diese medientheoretisch bestimmten Geschichtsmodelle normativ aufgeladen. Das bietet sich deswegen an, weil die Beurteilung der jeweiligen Epoche mit der Beurteilung der epochemachenden Medientechnik kongruent geht, und Letzteres wird

13 So z.B. die Übernahme der hegelianischen Figur, dass der Mensch sich nicht selbst erkennen kann, wie auch die Relativierung menschlicher Selbsterkenntnis als Naturerkenntnis. (Vgl. Kapp 1877, S. 1ff.).

14 Dieser Hang zum Entwerfen von Geschichtsmodellen ist charakteristisch für die anfängliche Medientheorie. Sowohl bei McLuhan als auch bei Flusser sowie bei Kittler nehmen Medien eine konstitutive Rolle für historische Prozesse ein. Die entscheidenden Zäsuren fallen dann mit der Etablierung einer neuen Medientechnologie oder mit der Ablösung einer dominierenden Medientechnik durch eine andere zusammen. Vilém Flusser etwa arbeitet mit einer Epoche ablösenden Unterscheidung von Schrift und Bild. (Vgl. Vilém Flusser [1987]. *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?* Göttingen 1987). Allerdings hat dieser Trend zu medientechnisch generierten Epochenmodellen, denen dann i.d.R. noch ein enormes Erklärungspotenzial unterstellt wird, nie wirklich aufgehört. Vgl. hierfür: Byung-Chul Han [2013]. *Im Schwarm. Ansichten des Digitalen*. Berlin 2013. Han bestreitet eine vollständige Gesellschaftsdiagnose über die Unterscheidung von analoger und digitaler Technik Epoche, was wie zu erwarten vollständig unterkomplex ausfallen muss und über weite Strecken recht abstrus wirkt.

zumeist über die Differenz zu einem anthropomorphen Ideal besorgt.¹⁵ Die aus solchen Konstellationen hervorgehenden Geschichtsmodelle kennen dementsprechend auch nur zwei mögliche Varianten, entweder schreibt sich Mediengeschichte als Erlösungs- oder als Untergangsszenario.

So leicht sich generelle Medienontologien normativ verwerfen lassen – und eigentlich ist das durchgängig gemacht worden – zeichnen sie sich gleichzeitig dadurch aus, dass zumindest prinzipiell versucht wird, Paradigmen am Gegenstand selbst zu entwickeln. »Generelle Medienontologien« sind »Theoriemodelle, die versuchen, das Wesen von Medien an sich und aus sich selbst heraus zu bestimmen«¹⁶ und so zumindest das Potenzial haben, den Gegenstand tatsächlich zu erfassen.

Die Medien in ein anthropologisches Bezugssystem zu integrieren, scheint also intuitiv erst einmal einleuchtend zu sein, so dass es nicht weiter verwundert, wenn »Medientheorien die anthropologische Karte ziehen.«¹⁷ Allerdings passiert das aus den unterschiedlichsten Gründen und auf den unterschiedlichsten Ebenen, die es zu differenzieren gilt. Der offensichtlichste Anlass dafür ist es, eine Aufwertung des Gegenstandes zu erzielen.¹⁸ Das hat zwar noch nichts mit Theoriebildung an sich zu tun, erleichtert aber den Weg dorthin ungemein. Denn ob und wie sich ein Gegenstand in ein wissenschaftliches System etablieren lässt, entscheidet sich oft genug in Legitimationsdiskursen und für die kann die Bedeutung eines Gegenstandes nicht hoch genug veranschlagt werden. Was auf der Ebene diskursiver Legitimation wichtig ist, ist dagegen auf der Ebene der Theoriebildung von marginaler Bedeutung. Mehr noch wird die Bedeutung oftmals theoretisch generiert und ist daher mehr das Ergebnis als Konstituens der Theoriebildung. Gleichwohl solcher Art theorieimmanent erzeugte Bedeutung nicht selten auch diskursive Verwendung findet. Anders sieht es dagegen aus, wenn Elemente des Bezugssystems in die Theorie implementiert werden;

15 Ausgehend von einem bestimmten anthropomorphen, häufig auch von einem wahrnehmungstheoretischen Ideal, werden die Merkmale einzelner Medientechniken demgegenüber kontrastiert. Diese Gegenüberstellungen sind nicht immer besonders originell und eigentlich immer unterkomplex, gleichwohl erzeugen sie aber oftmals intuitiv Plausibilität, weshalb sie nicht unhinterfragt hingenommen werden sollten.

16 Leschke 2003, S. 237.

17 Rainer Leschke [2016a]. *Die mediale Vorsehung des Menschen. Oder der Mensch ist auch bloß eine Form.* 2016, S. 3. URL: <http://rainerleschke.de/downloads/pdf/Anthropologie&Medien10.pdf>.

18 Vgl. ebd.

d.h., wenn die Medien von der menschlichen Physis aus entworfen werden und darüber hinaus Paradigmen, Methoden, Konzepte und Modelle aus einem anthropologischen System auf die Medien übertragen werden. Denn dann wird Theorie aus bzw. auf das Bezugssystem hin entworfen und es stellt sich notwendig die Frage, wie die Verbindung zwischen Gegenstand und Bezugssystem theoretisch herbeigeführt wird. Handelt es sich um einen Sachzusammenhang, ist die Angelegenheit meist unproblematisch, allerdings auch geisteswissenschaftlich unergiebig. Problematisch wird es dagegen immer, wenn der Zusammenhang nicht empirisch gegeben, sondern auf anderem Wege hergestellt wird. Dann muss er systematischer bzw. sich bedingender Natur sein, was die Sache eben nicht einfach macht.

Der Vorteil des Nachweises eines bedingenden Verhältnisses ist allerdings, dass es sich zwangsläufig auch um ein notwendiges handelt. Aber, diese Art von Zusammenhang ist eben genau deswegen selten. Wesentlich häufiger wird versucht, einen Zusammenhang mit Einzelnachweisen zu konstruieren, was zwar oftmals Evidenzeffekte erzeugt, ohne aber tatsächlich evident zu sein und was darüber hinaus in den seltensten Fällen zwingend systematischen Charakter hat. Auch methodologische Konnexen lassen sich in speziellen Fällen über einen Nachweis von partieller Isomorphie erzeugen. Weil es sich dabei jedoch um relevante Isomorphien handeln muss, ist auch das, man ahnt es, selten. Darüber hinaus gibt es eine ganze Reihe von Begriffskonstitutionen, die den Gegenstand über Ähnlichkeiten oder eben auch Differenzen zu einem Referenzobjekt definieren, um ihn darüber hinaus mit den Merkmalen zu versorgen, die nötig sind, um ihn für die Methoden des Bezugssystems aufzuschließen.

»Foucaults berühmte, aber noch immer philosophische Wette«, so Kittler in seinem Vortrag *Die Nacht der Substanz*, »daß »der Mensch verschwinden wird wie am Ufer des Meeres ein Gesicht im Sand« wiederholt nur die mathematische Gewissheit Alan Turings, »wir sollten damit rechnen, daß die Maschinen eines Tages die Macht übernehmen.«¹⁹ Was von Kittler hier kurzgeschlossen wird, ist die Foucault'sche Annahme eines möglichen Verschwindens des souveränen Subjekts aufgrund der »Veränderungen in den fundamentalen Dispositionen des Wissens«²⁰ und die Turing'sche Prognose

19 Friedrich Kittler [1989a]. *Die Nacht der Substanz*. Vortrag im Kunstmuseum Bern gehalten am 30. April 1989. Reihe um 9 hg. v. G. J. Lischka. Bern 1989, S. 30f.

20 Michel Foucault [1966]. *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M. 1974, S. 462.

von der Überlegenheit der Maschine über den Menschen. In dieser Zitatcollage initiiert das Verschwinden des Subjekts dann nicht mehr eine veränderte Wissensformation (Foucault), sondern die Maschine. Der Verlust des Menschen als Subjekt hinterlässt aber keine Leerstelle, sondern wird durch das Verdrängende selbst ersetzt. *Le Roi est mort, vive le Roi!*²¹ Und obwohl man meinen könnte, dass in so einer Konstellation, der Mensch vollständig aus der Gleichung verschwindet, bleibt er als anthropologische Referenz erhalten. Dass der Mensch damit immer schon das Bezugssystem ist, »verhindert aber dennoch nicht, daß eine Rhetorik und Phantasmatik der Verabschiedung des Menschen (als Spiegelbild der Einrückung der Medientechnik auf den Platz des Königs) allgegenwärtig ist.«²²

Die Stücke über die Substitution oder Symbiose von Mensch und Maschine lassen sich auf zwei verschiedenen Bühnen aufführen: auf der des Diskurses und der der Theorie. Kittlers Synthese zweier kontextentbunder Prognosen zu einer medienwissenschaftlichen Aussage ist eher Teil eines Diskurses. Die Folgeeffekte sind deswegen zwar nicht weniger weitreichend, werden in diesem speziellen Fall aber auf einer anderen Ebene als auf einer theoretischen erzeugt.

Anders verhält es sich auf der Ebene der Theoriebildung. Es wurde gesagt, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine eher das Ergebnis, als konstitutiver Bestandteil von Theorie ist. Das ist aber nur die halbe Wahrheit: Denn wie Mensch und Medien zueinander *in Stellung gebracht werden*, kann auch dafür genutzt werden, theoriekonstitutive Folgeeffekte zu erzeugen, wie etwa die Implementierung bestimmter Erklärungsmodelle oder die Genese von Konnexen zwischen Bezugssystemen. Das Verhältnis mag gleich dekliniert werden, erfüllt dann aber in den jeweiligen Kontexten eine andere Funktion. Im Diskurs generiert das Verhältnis normative Assoziationsketten, innerhalb von Theorie eine theoriekonstitutive Argumentation, was nicht bedeutet, dass ersteres in letzterem nicht vorkommt. Im Diskurs wird ein Verständnis über den Gegenstand entwickelt, in Theorien eine Begriffskonstitution. Das mag auf den ersten Blick dasselbe sein, tatsächlich ist ein diskursiv erzeugtes Verständnis über einen Gegenstand etwas fundamental anderes als seine Begriffskonstitution, weil beides unterschiedlichen Kriterien genügen

21 Vgl. Jens Schröter [2000]. *Der König ist tot, es lebe der König. Zum Phantasma eines technologischen Subjekts der Geschichte*. In: Johannes Angermüller (Hg. u.a.): *Reale Fiktionen, fiktive Realitäten. Medien, Diskurse, Texte*. Hamburg 2000, S. 13–24.

22 Ebd., S. 16.

muss, auch wenn gerade postmoderne Theoretiker geglaubt haben, diesen Unterschied aufheben zu können.

6.1.2 Apriori

Die Schwierigkeit Medien(technologien) zum Gegenstand der Geisteswissenschaften zu machen, besteht also grundsätzlich darin, dass Medien in ein theoretisches Verhältnis zum Menschen gebracht werden müssen. Der Anspruch ist es, ein notwendiges Verhältnis zu schaffen und gleichzeitig einen Eigensinn von Medien zu bestimmen, der nicht durch ein anderes Objekt aufgehoben werden kann. Das bedeutet, dass die Stelle, die durch Medien besetzt wird, nicht unter etwas anderes subsumiert werden kann. Weil sich diese Notwendigkeit aber nicht empirisch-induktiv generieren lässt, indem man etwa kumulativ Einzelnachweise zu notwendigen Beziehungen hochskaliert, muss man einen anderen Weg gehen, der dann eben darin besteht, Medien(technik) zur Bedingung relevanter *Phänomene* zu machen. Die Figur, die man für so eine Setzung herangezogen hat, weil sie in ihrer Unbedingtheit nahezu einzigartig ist, ist die des *Apriori*.

Auf formaler Ebene beschreibt man damit das Verhältnis von Bedingendem (Medien) und Bedingtem (Wahrnehmung, Wissen, Verstehen, Gesellschaft, Mensch-Sein, Erkenntnis etc.). »Alle maßgeblichen Medientheorien der letzten Dekade«, so der Philosoph Dieter Mersch, »[...] argumentieren auf der Basis eines ›transzendentalistischen‹ Medienbegriff, setzen mehr oder weniger ein Medienapriori voraus oder erheben sogar den Anspruch einer Fundamentalontologie.«²³

Auf dieser Basis erfüllen Medien dann keine *neutral* vermittelnde Funktion, sondern eine konstitutive, für die dann in der Medientheorie, die ihren Gegenstand zuallererst materiell begriffen hat, technisch-apparativ argumentiert wird. Mit der Annahme eines Medienapriori wird der Versuch unternommen, den »Thron des Transzendentalen« medial zu besetzen²⁴ und Medien als Bedingendes theoriefähig zu machen, indem man sie als Objekt

23 Mersch 2006, S. 131f.

24 Knut Ebeling [2009]. *Der Thron des Transzendentalen oder Das historische Apriori. Transzendierung des Historischen oder Historisierung des Transzendentalen?* In: Clemens Pornschlegel und Martin Stingelin (Hg.). *Nietzsche und Frankreich*. Berlin/New York 2009, S. 305-322, hier: S. 306.

metaphysisch aufrüstet. Mit einem apriorischen Status von Medien lässt sich dann ein Übergriff auf geisteswissenschaftliches Terrain inszenieren.

Der Begriff des *Apriori*, auf den Mersch hier anspielt, ist der Transzendentalphilosophie Kants entlehnt, die er in der *Kritik der reinen Vernunft* entwickelt. In diesem Text geht es um die Bedingungen von Erkenntnis, also um etwas, das zuerst einmal jeder materiellen Basis entbehrt.²⁵ Ein Apriori als *Bedingung von Möglichkeiten* meint hier, die Voraussetzungen, die gegeben sind, um erfahrungsunabhängige Urteile zu bilden. Das Kant'sche Apriori ist feststehend, absolut und unveränderlich, es ist nicht historisierbar, es erhebt einen Allgemeingültigkeitsanspruch, ist empirisch unüberprüfbar und folglich nur logisch auflösbar.

Im französischen Poststrukturalismus erfährt das Apriori Kant'scher Ausprägung durch den französischen Philosophen Michel Foucault eine bemerkenswerte Neubestimmung. Foucault spricht von einem *historischen Apriori* und ist sich der Unvereinbarkeit der Begriffe unter Kant'schen Prämissen durchaus bewusst, wenn er 1969 in *Archäologie des Wissens* schreibt:

Diese beiden Worte nebeneinander rufen eine etwas schrille Wirkung hervor; ich will damit ein Apriori bezeichnen, das nicht Gültigkeitsbedingung für Urteile, sondern Realitätsbedingung für Aussagen ist. Es handelt sich [...] darum [...] die Bedingungen des Auftauchens von Aussagen, das Gesetz ihrer Koexistenz mit anderen, die spezifische Form ihrer Seinsweise und die Prinzipien freizulegen, nach denen sie fortbestehen, sich transformieren und verschwinden. Ein Apriori nicht von Wahrheiten, die niemals gesagt werden oder wirklich der Erfahrung gegeben werden könnten; sondern einer Geschichte, die gegeben ist, denn es ist die der wirklich gesagten Dinge.²⁶

Die *schrille Wirkung* ist dem Umstand geschuldet, dass Foucault hier vereint, was bei Kant unvereinbar ist. Die Unveränderlichkeit des Kant'schen

25 Kant, der die Metaphysik auf gesicherten Grund stellen will, versteht unter seiner *Kritik der reinen Vernunft* nach eigener Aussage »nicht eine Kritik der Bücher und Systeme, sondern die des Vernunftvermögens überhaupt, in Ansehung aller Erkenntnisse, zu denen sie, unabhängig von aller Erfahrung, streben mag, mithin die Entscheidung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt und die Bestimmung sowohl der Quellen als des Umfanges und der Grenzen derselben, alles aber aus Prinzipien.« (Immanuel Kant [1781]. *Vorrede zur ersten Aufl. der Kritik der reinen Vernunft* von 1781. In: ders. *Kritik der reinen Vernunft*. Leipzig 1919¹¹, S.I-XVI, hier: S.VI).

26 Michel Foucault [1969]. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1973, S. 184f.

Apriori wird in eine historische Veränderlichkeit umgemünzt und damit aus seiner Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit in eine Art von Kontingenz überführt. Aber auch, wenn das historische Apriori Foucaults kein formales Apriori mehr ist, heißt das nicht, dass es keinen Prinzipien mehr unterliegt. Allerdings ist es bei Foucault nicht länger erkenntnistheoretischer, sondern diskurstheoretischer Natur. Die Kontingenz des Apriori bedeutet aber nicht nur die Auflösung eines Unbedingtheitsanspruchs, sondern eröffnet auch einen Blick auf die Rahmenbedingungen, also auf die Bedingungen des Apriori selbst. Einer wie auch immer gearteten Notwendigkeit entbunden, wird ein Bewusstsein dafür geschaffen, dass die Dinge auch anders hätten sein können. Oder wie Foucault es formuliert, »daß der Diskurs nicht nur einen Sinn oder eine Wahrheit besitzt, sondern auch eine Geschichte.«²⁷

6.1.3 Mediales Apriori

Durch die Inanspruchnahme des Apriori durch die Foucault'sche Diskurstheorie und die damit einhergehende Modifikation der Kant'schen Konditionen, sieht sich nun offenbar auch eine junge Disziplin wie die Medienwissenschaft ermuntert, die Figur des Apriori möglichst gewinnbringend einzusetzen. Und auch, wenn die Verwendung nicht explizit ausgestellt wird, findet sie sich in einer ganzen Reihe von Theoriekonzeptionen als formaler Argumentationsgrund wieder. Während man der Übernahme Foucaults allerdings noch zugutehalten kann, dass sie nicht vollständig unreflektiert geschieht, wünschte man, es ließe sich für den Gebrauch in medientheoretischen Ansätzen ähnliches behaupten. Attraktiv ist die Apriori-formel natürlich, weil sie aus den Medien etwas Vorgängiges macht und sie sich dadurch nahezu automatisch in ein bedingendes Verhältnis zu etwas Anderem setzen. Was dieses andere ist, hängt i.d.R. von fachlichen Präferenzen ab.

Foucaults Erweiterung der apriorischen Entität über das menschliche Sinn-, Wahrnehmungs- und Kognitionssystem hinaus, reicht allerdings nicht, um eine Formel zu haben, die auf einen Medienbegriff applizierbar wäre, der auf eine materielle, technisch-apparative Basis verweist. Denn die Schwierigkeit ist ja, wie das Bedingende das Bedingte bedingt. Und es stellt sich darüber hinaus die ganz grundsätzliche Frage, was man mit der Umstellung auf ein Medienapriori überhaupt in den theoretischen Blick bekommt. Die Medien scheiden hier als Objekt der Beobachtung tendenziell aus. Sie

27 Foucault 1966, S. 184.

sind *Bedingungen für etwas*; d.h., sie sind konstitutiv, sie erzeugen Effekte und es sind diese Effekte, die man beobachtet und zu erklären behauptet. Wenn also die Unterstellung eines Medienapriori dazu führt, dass Medien als Erklärungsentität fungieren, sollte man ganz genau hinschauen, wie das Medienapriori theoretisch entwickelt wird.

Im Hinblick auf die Reputation der Medienwissenschaft stellt ein Medienapriori natürlich den Idealfall dar, weil das Bedingte automatisch in den Gegenstandsbereich des Bedingenden fällt. So verleiht sich die Medienwissenschaft die Gegenstandsbereiche ein, die zuvor von der Soziologie, der Kulturwissenschaft, der Psychologie etc. beackert wurden. Das bringt nicht unbedingt fundierte Wissensbestände hervor, ist aber grundsätzlich gut fürs Geschäft.

Die theoretische Stärke des Apriori erzeugt auf der anderen Seite aber immense Schwierigkeiten, einerseits hinsichtlich seiner logischen Begründung, andererseits in Bezug auf die Art seines bedingenden Status. Denn jedes Apriori tritt zuerst einmal mit einem stark determinierenden Anspruch auf. Die Berliner Medienphilosophin Sybille Krämer plädiert deswegen dafür, anstelle eines medialen Apriori eine *Konstitutionsleistung* von Medien²⁸ anzunehmen und rät zu einem «schwachen Konzept von Konstitution», um zu vermeiden, »dass eine medientheoretische Version des Transzendentalismus herauskomm[t].«²⁹ Denn ein *ungezügelter* Medienapriorismus hat in der Vergangenheit bereits gnadenlos jede ihm sich bietende Möglichkeit ausgeschöpft: Verstehen, Wissen, kulturelle, soziologische, historische Prozesse, Wirklichkeit, Wahrnehmung, Erkenntnis, Denken, Erfahrung, sowie Mensch-Sein überhaupt werden durch Medien, wenn nicht monokausal bedingt, so doch zumindest wesentlich formiert und, wenn man einen radikaleren Begriff verwenden will, determiniert.

Taucht eine so theoretisch einschlagende Entität, wie sie etwa das mediale Apriori darstellt, auf, finden sich natürlich immer schon bis weit in die Vergangenheit zurückreichende Zeugnisse für sie. In diesem Fall ist man, wie so oft, bei Friedrich Nietzsche fündig geworden, der am Ende des 19. Jahrhun-

28 Vgl. Sybille Krämer [2003]. *Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren*. In: Stefan Münker, Alexander Roesler, Mike Sandbothe (Hg.). *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*. Frankfurt a.M. 2003, S. 78-90.

29 Ebd., S. 80.

derts, kurzzeitig erblindet, festhält, dass »unser Schreibzeug mit an unseren Gedanken [arbeitet].«³⁰

Im Gegensatz zu einem anthropologischen kennt ein mediales oder medientechnisches Apriori offenbar unterschiedliche Grade. Auch das ist ein definitorisches Merkmal, das kaum mit dem Kant'schen Apriori in Deckung zu bringen ist. Für das mediale Apriori hat man sich offenbar darauf verständigt, dass es moderate und weniger moderate Ausführungen gibt, weswegen Krämer sich auch für eine Relativierung hin zu einer Konstitutionsleistung ausspricht. In einer radikalen Ausformung werden Medien nämlich zur »Springquelle unseres Welt- und Selbstverhältnisses und treten damit in jene Leerstelle ein, welche die Erosion des neuzeitlichen Subjektbegriffs hinterlassen hat. Es gibt kein Außerhalb von Medien.«³¹ Damit wäre man dann schon ziemlich nah an einem Apriori im Sinne Kants und es lässt sich tatsächlich fragen, wie sinnvoll eine solche Absolutheit für eine Medientheorie wäre.

So radikal die Idee eines unbedingten Medienapriori ist, sind diese Ansätze natürlich trotzdem versucht worden. Immer dann, wenn ein solches mediales oder eben auch medientechnisches Apriori installiert wird, löst es den Menschen als souveränes Subjekt ab. Und es verwundert deswegen auch nicht, dass die Übernahme des *apriorischen Throns* dadurch zu legitimieren versucht wird, dass man die »subjektzentrische Struktur«³² für die Medien bzw. die Technik übernimmt und diese einfach anthropomorphisiert. Man ersetzt umstandslos das eine durch das andere, ohne ein tatsächlich neues Konzept zu bemühen.

Eine andere Möglichkeit, die sich in der Medientheorie etabliert hat, ist, ein symbiotisches Verhältnis zwischen Mensch und Maschine theoretisch zu verankern. Man könnte das als eine Art Zwischenschritt auf dem Weg zur Aprioriformel beschreiben. Anstatt den Menschen restlos durch die Medien zu ersetzen, bringt man die Entitäten in ein sich reziprok bestimmendes Verhältnis. Die Medien sind dann immer schon *Bedingung von*, irgendwie dazwischengeschaltet und in diesem Dazwischengeschaltetsein konstitutiv. Der Mensch wird zwar noch mitgedacht, aber immer schon als medial-apparativ armiertes Wesen oder eben als Referenzobjekt, das aufgrund funktio-

30 Friedrich Nietzsche [1887]: *Schreibmaschinentexte*. Vollständige Edition, Faksimiles und kritischer Kommentar. Aus dem Nachlass herausgegeben von Stephan Günzel und Rüdiger Schmidt-Grépalý. Weimar 2002, S. 18.

31 Ebd.

32 Schröter 2000, S. 15.

naler Ähnlichkeiten unter die Medientechnik subsumiert und damit zwangsläufig substituiert wird. Und während die Erweiterungsthese damit noch den Umweg über den Menschen geht, indem sie diesen immer noch erst medial einrichtet, zielt die Substitutionsthese umstandslos auf soziokulturelle Prozesse.

Die Übernahme des Kant'schen Apriori bleibt bei alledem aber eine medientheoretische Illusion, denn sie folgt keinem logischen Schluss, sondern normativen Bedeutungszuschreibungen. Dass man mit einem *Apriori* dessen Reputation, seine Stringenz oder Kohärenz mitübernehmen könnte, ist ein Trugschluss und gleichzeitig noch nicht einmal besonders erstrebenswert, weil die Begründung für ein Apriori der Medien(technologie) an einem unangenehm hohen Maßstab gemessen werden müsste. Die eher theorieabstinente postmoderne Medientheorie scheint sich daran weniger gestoßen zu haben, sondern im Gegenteil ein mediales Apriori, ob theoretisch explizit entworfen oder implizit zugrunde gelegt, durch die Verweigerung wissenschaftlicher Standards befördert zu haben.

Im Folgenden wird es also vor allem um die Frage gehen, wie das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine in der Medienwissenschaft theoretisch konstituiert wird. Die Frage ist deswegen unumgänglich, weil die Bestimmung dieses Verhältnisses am Medienbegriff selbst mitarbeitet und darüber hinaus innertheoretische Folgeeffekte verursacht. Es wird sich zeigen, dass die Schwierigkeit eines geisteswissenschaftlichen Zugriffs auf Medien vor allem darin liegt, sie überhaupt als geisteswissenschaftlichen Gegenstand zu verhandeln.

6.2 Mensch-Maschine-Verhältnisse II

Wenn im weiteren Verlauf von einem Mensch-Maschine-Verhältnis gesprochen wird, dann ist damit weiterhin nicht die Beschreibung eines tatsächlichen Sachzusammenhangs gemeint, sondern wie die beiden Entitäten theoriekonstitutiv in Relation zueinander bestimmt werden. Es geht nicht darum zu zeigen, wie Mensch und Maschine realiter interagieren, wie Menschen Maschinen benutzen oder wie sich Mensch-Maschine-Interfaces gestalten, sondern darum, wie das Verhältnis theoretisch veranschlagt wird und welche Konsequenzen das für die Theoriebildung hat. Es geht um die Architektur von Theorien, um die Strategien innerhalb dieser Evidenzen zu erzeugen und um